

UMSCHAU

Theologische Weltdeutung in der Postmoderne

Wie hält es die Postmoderne mit der Religion? Was bedeutet sie in einer Zeit, die von Privatisierung und Individualisierung geprägt ist? Wenn Konventionen hinterfragt und festgeschriebene Rollenmuster abgestreift werden, bleibt der religiöse Bereich nicht verschont. Tradierte Formen kirchlicher Zugehörigkeit zerbrechen, die Autorität der Institutionen schwindet. Ins Zentrum tritt stattdessen das Individuum. Heutzutage muß Religion sich beweisen von ihrer Wirkung auf den einzelnen her. Man glaubt nicht mehr, was der Pfarrer sagt, sondern nur noch, was sich als eigenes Erlebnis kundtut. Mystische Selbsterfahrung hat wieder Konjunktur. Es gibt keine objektive Wahrheit mehr. Das Individuum wird zum Maß aller Dinge. Es prüft, wählt und entscheidet, übernimmt das eine und verwirft das andere und bezieht sich in alledem ausschließlich auf sich selbst.

Mit dem Wegfall klar definierter Rollen in der Gesellschaft und festgelegter Handlungsmuster religiöser Praxis und Glaubensinhalte wird der individuelle Lebensentwurf zu einem Projekt, das jeder selbst zu verantworten hat. Religion wird zum Medium der privaten Selbstfindung. Sie muß sich in Dienst nehmen lassen für eine biographisch-psychologische Persönlichkeitsformung und läuft Gefahr, dafür verzweckt oder gar mißbraucht zu werden. Doch Rituale sind nicht nur schöner Schmuck für Lebensübergänge, Meditation ist nicht nur zur Steigerung der Konzentrations- und Arbeitsfähigkeit da. Wenn Religion ihre Zweckfreiheit verliert, wird sie zum Manipulationsinstrument in den Händen derer, die ihre Ziele festlegen.

Die Postmoderne hat dem Menschen noch mehr Freiheit versprochen, als die Moderne ihm geben konnte. Schluß nicht nur mit kirchlichem Dogmatismus, sondern auch mit gesellschaftlichen Erwartungen und sozialen Vorgaben. Der „homo optinisch“, der Mensch der nahezu unbegrenzten Möglichkeiten, hat in allen Belangen die freie Wahl. Dabei leitet ihn nicht mehr die Vernunft, sondern das persönliche Bedürfnis. Vom Berufsweg über die Lebensart bis zum Telefonanbieter präsentiert sich jeder Bereich mit einer Fülle von Alternativen. Mit dem globalen Zusammenrücken der Kulturen, sei es durch Fernreisen oder durch Migration, wächst auch der weltanschauliche Pluralismus und offeriert uns verschiedenste Heilswege. Wenn wir im Handygeschäft und an der Käsetheke die volle Auswahl haben: Warum sollte man nicht auch in religiösen Fragen nach eigenem Gusto entscheiden und zusammenstellen, was einem gefällt? Ein bißchen Gregorianik wegen der Ästhetik, ein wenig Heilkunst der Hildegard von Bingen und natürlich Reinkarnation, weil „noch einmal leben“ doch so schön wäre.

Wie immer man solchen Synkretismus beurteilen will, wesentlich bleibt die Erkenntnis, daß der moderne Mensch Hilfe braucht, um die neue Freiheit der Wahl gestalten und in der Multioptionsgesellschaft überleben zu können. Michael Krüggeler, der verschiedene empirische religionssoziologische Studien in der Schweiz ausgewertet hat, faßt das Ergebnis so zusammen: „Heute besteht kein Zweifel an der Einsicht, daß die modernen Lebensbedingungen ein immen-

ses Ausmaß an neuen Risiken mit sich bringen und grundsätzliche Fragen der Lebensführung aufwerfen, für deren Bewältigung der Rekurs auf im Transzendenten begründete Sinnvorgaben sich als hilfreich und notwendig erweisen kann. Auch in modernen Gesellschaften ist die Aussicht auf die Zukunft der Religion aber eine Frage der Lebenspraxis, für die allerdings keinerlei verbindliches Modell normativer Richtigkeit mehr zur Verfügung steht.“¹

Was also ist die Aufgabe von Religion in der postmodernen Gesellschaft? Sollen die Kirchen sich auf das Wahlprinzip einlassen und in gutes Marketing für ihr Produktportfolio investieren, oder haben sie noch die Kraft, mit ihrer Theologie wirklich Weltdeutung zu leisten? Ist spirituelle Praxis ein Rückzugsgebiet für Individualisten, die eine neue Sinndeutung im Schutzkreis der Meditierenden suchen, oder kann sie wirklich Ausgangspunkt für verantwortetes Handeln in der Welt sein? Dient Religion zur Abgrenzung, legitimiert durch das Kleinkollektiv, oder bietet sie die notwendige Basis für einen sinnvollen, geerdeten Dialog mit anderen Sinndeutungen und Religionen?

Es braucht das spirituelle Erleben des einzelnen. Jedoch nicht als Selbstzweck, sondern als Grundlage für die Lebensgestaltung und den Austausch mit der Welt. Der Individualisierung ist mit einer qualitativ anspruchsvollen Spiritualität zu begegnen, die aus der inneren Erfahrung schöpft, diese reflektieren kann und dialogfähig ist, sowohl innerhalb ihres eigenen Milieus, als auch in der Begegnung mit anderen Disziplinen.

Das Lassalle-Haus Bad Schönbrunn, ein Bildungshaus der Schweizer Jesuiten, hat sich seit langem der spirituellen Praxis der verschiedenen geistlichen Traditionen verschrieben. Hier machen Menschen Exerziten, vertiefen sich in die Kontemplation oder üben Zen-Meditation, die der Jesuitenpater Hugo Enomiya Lassalle – nach ihm ist

das Haus benannt – Mitte des letzten Jahrhunderts von Japan nach Europa gebracht hat. Während diese Angebote sehr gefragt sind, ist gleichzeitig ein schwindendes Wissen um die eigenen Traditionen festzustellen. Kirchliche Sozialisation ist nicht mehr selbstverständlich. Doch wer sich selbst verstehen und in Dialog treten will, muß seine Wurzeln kennen. Als Zentrum für Spiritualität, Dialog und Verantwortung will das Lassalle-Haus diese Wurzelarbeit aus bester ignatianischer Tradition heraus unterstützen.

Ab Frühjahr 2009 werden dort zwei mehrjährige theologische Lehrgänge angeboten, die sich die Vermittlung des christlichen Weltbilds zur Aufgabe machen – im Rückblick auf die Geschichte der Spiritualität einerseits und im interreligiösen Prozeß andererseits². Es mag fast anachronistisch anmuten, in einer Zeit, da alles nach Selbsterfahrung schreit, eine bessere theologische Bildung im Sinn einer „ignatianischen Pädagogik“ zu fordern. Aber man darf die Wissenschaft nicht allein den Theologen überlassen. Auch im Religiösen muß die Lücke zwischen Erlebnis- und Wissensgesellschaft geschlossen werden. Braucht der Mensch bei der Qual der Wahl nicht in erster Linie Wissenschaft, sondern Entscheidungshilfen, keine dogmatische Wegbeschreibung, sondern vielmehr eine Schule, in der man einen Fuß vor den anderen setzen lernt? Die ignatianische Pädagogik verknüpft beides miteinander. Emotional geleitet und rational begründbar, vermittelt sie nicht Regeln und Vorschriften, sondern eine Weise des Vorgehens, die immer wieder neu angewendet zu stimmigen Ergebnissen führt.

Die Freiheit der Entscheidung basiert auf der Entschiedenheit. Es geht nicht darum, die Zahl der Möglichkeiten ins Unermeßliche zu steigern und dies dann als große Freiheit zu proklamieren. Die Exerziten des heiligen Ignatius führen in die Grundentscheidung für die Nachfolge Christi. Von

ihm her ordnet sich das Leben, um – wie es am Anfang des Exerzitienbuchs heißt – „den göttlichen Willen zu suchen und zu finden in der Einrichtung des eigenen Lebens zum Heile der Seele“³. Doch ignatianische Pädagogik umfaßt mehr. Blickt man auf die Schwerpunkte der Ausbildung im Jesuitenorden, ist natürlich die Grundentscheidungszeit im Noviziat prägend für den inneren Weg; doch wenn diese abgeschlossen ist, gilt es zu lernen und sich zu bilden. Ignatius selbst hatte sich schon bei seiner eigenen Ausbildung für Gründlichkeit entschieden.

In ihrem Buch „Der Jesuitenorden heute“ schreiben Klaus Mertes SJ und Georg Schmidt SJ: „Die Ausbildung wird von den Jesuiten in der Überzeugung gestaltet, daß menschliche und intellektuelle Reife einander zugeordnet werden müssen, daß Gewissen und Wissen komplementäre Größen sind, daß Theologie in einer Perspektive betrieben werden muß, die geistliche Erfahrung, Praxis auf den verschiedensten Ebenen der kirchlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit, Vernunft und Wissen miteinander verbindet.“⁴

Lernen ist für Jesuiten nicht nur funktional auf die Ausübung einer sich anschließenden Tätigkeit gerichtet, sondern gehört zum eigentlichen Apostolat der Gemeinschaft. Diese innere Verknüpfung und gegenseitige Notwendigkeit soll in den Lehrgängen im Lassalle-Haus weitergegeben werden. Der Glaube braucht der Vernunft nicht in defensiver Haltung zu begegnen. Vielmehr braucht die innere Gottesbeziehung und -erfahrung die Vernunft, um sich artikulieren und in Austausch treten zu können. Das ist die Voraussetzung dafür, daß der Mensch nicht in der Innerlichkeit erstickt, sondern gestaltend hinausgehen kann in die Welt. Das Lassalle-Haus gibt in seinem Kursprogramm der Praxis geistlicher Wege wie Zen, Kontemplation oder Exerzitien viel Raum. Doch je mehr die

kirchliche Bindung und das Wissen um die Traditionen schwinden und die Sehnsucht nach Spiritualität wächst, desto wichtiger ist es, Multiplikatoren zu schulen, die auf das sehnsuchende Fragen vieler eine Antwort wagen können.

Die Individualisierungstheorie sagt, der Mensch von heute müsse Sinnfindung eigenständig und selbstdefiniert leisten, ohne überkommene Konventionen. Ich behaupte, daß sich gerade aus der Geschichte und ihren Festlegungen Sinn ergibt. Wer sich grundlegend für ein Leben mit Jesus Christus entscheidet, ist nicht allein damit. Durch 2000 Jahre christlicher Geschichte hindurch gab es immer wieder Menschen, die sich auf dieses Wagnis eingelassen haben. Das enthebt uns nicht der Verantwortung für die eigene Entscheidung, aber es erlöst von der Selbstdefinition. Tradierte Übungswege können neu begangen und die eigenen Erfahrungen an denen geistlicher Menschen aller Jahrhunderte gemessen werden. Die Folgen der Glaubensentscheidung lassen sich ablesen an verschiedensten Biographien und wollen selbst erlebt und erlitten werden.

So wird die Beschäftigung mit den alten Zeiten und ihren Regeln zur Ermutigung für den eigenen Weg im Spannungsfeld der eigenen Bedingtheit. Denn wir sind immer eingebunden in die Geschichte und sind so letztlich nie frei von Konvention. Aber aus der Betrachtung der verschiedenen Systeme, sei es im entwicklungsgeschichtlichen oder religionswissenschaftlichen Kontext, erwachsen zugleich Vielfalt und Einheit, die uns helfen das Eigene zu relativieren und in Bezug zu setzen. Darum braucht es die Geschichten der Bibel, die Geschichten der Heiligen und Erleuchteten der Religionen und unsere Geschichte der heutigen Zeit.

Ulrich Beck fordert die Überwindung des „methodologischen Nationalismus“ durch einen „kosmopolitischen Blickwechsel“. Er begrüßt die globale Durchdringung

einst ferner Religionskulturen und fürchtet gleichzeitig deren Konfliktpotential. Als Soziologe plädiert er für den neutralen Standpunkt und muß doch bekennen, daß bei aller Entnationalisierung des Denkens und Schauens niemand seine von jeher durch Sprache und Kultur geprägte individuelle Perspektive überwinden kann. So muß er auch sich selbst eine gewisse „präreflexive“ Bindung an europäisch-christliche Sichtweisen eingestehen⁵. Damit benennt er eine wesentliche Voraussetzung des interreligiösen Dialogs.

Der religiöse kosmopolitische Mensch ist nicht nur präreflexiv bedingt, er muß sich auch bewußt entscheiden für eine Tradition, für einen Standpunkt, von dem aus er eine Begegnung mit dem anderen sucht. So ist es im Lehrgang „Interreligiöse Theologie“ des Lassalle-Hauses nicht etwa ein Anliegen, die vielfältigen Möglichkeiten der Begegnung und Vereinigung verschiedener Traditionen anzustoßen. Der Ausgangspunkt ist ein explizit christlicher: Es ist die Brille, durch die wir in die Welt schauen. Es geht um eine Theologie der Religionen, nicht um eine paritätische Religionswissenschaft. So stehen auch in acht von 17 Modulen christliche Grundhaltungen im Fokus. Von dort aus öffnet sich der Blick für das andere.

Es geht also in den neuen Lehrgängen im Lassalle-Haus um zweierlei. Einerseits um eine Tiefenbohrung in die eigene Geschichte hinein. Denn wer keine Geschichte hat, hat keine Identität. Und wer seine Identität aus der Vielgestaltigkeit der Geschichte ableiten kann, ist gefeit gegen die Gefahr fundamentalistischer Einseitigkeit. Andererseits soll diese Verankerung eine Grundlage der Offenheit sein, welche die Begegnung mit anderen Religionen ermöglicht. Wie ein Baum mit tiefem Wurzelwerk und dickem Stamm sich ausbreiten kann in einer weit ausladenden Krone, so kann der Mensch, der in seiner eigenen Tradition verwurzelt ist, sich weit öffnen für Neues. Solche Bäume beleben mit saftigem Grün die Landschaft ringsum und geben der globalen Gesellschaft die Perspektive eines versöhnten Miteinanders. *Christian M. Rutishauser SJ*

¹ M. Krüggeler, Religion, Individualisierung u. Moderne. Empirische religionssoziologische Studien aus der Schweiz, in: IKAZ 31 (2003) 398–410.

² Vgl. www.lassalle-haus.org

³ I. von Loyola, Die Exerzitien (Freiburg 2005) 7.

⁴ K. Mertes u. G. Schmidt, Der Jesuitenorden heute (Mainz 1990) 29.

⁵ U. Beck, Der eigene Gott: Von der Friedensfähigkeit u. dem Gewaltpotential der Religionen (Frankfurt 2008).